

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 16

Artikel: Die toten Augen
Autor: Gos, Charles
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670037>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gebet an der Wiege meines Kindes.

Zum Muttertag am 14. Mai.

Mein Gott, in meinem Kind geoffenbart,
Bleibe bei ihm mit deiner Gegenwart!

Laß deine Hände über ihm sein,
Hüll es in deine Gnade ein!

Wenn ich die leise Musik seines Alters höre,
Verneimm, mein Gott, wie ich dich beschwöre:

Laß deine Sonne mit ihm gehn
Und deinen Frühling auf seiner Stirne stehen!

Nimm alles, nimm mich ganz dahin,
Aber das Kind laß lächeln: ich bin!

Und führe es und hüte es Jahr um Jahr
So, wie's im Schoße seiner Mutter war!

Hermann Friedrich Christians.

Die toten Augen.

Von Charles Gos*.

Im Dorfe war man es so sehr gewohnt, Stephan erblindet zu wissen, daß ihn niemand mehr ob seiner Gebrechlichkeit bemitleidete. Nur die Leute aus den nachbarlichen Weilern hielten beim Vorübergehen an und wünschten dem Manne mit einigen freundlichen Worten einen „Guten Tag“. Stets lächelte der Arme, wenn er diese Grüße erwiederte.

Als aus dem tiefen Grunde der blauen Bergführeraugen Stephans die unverlöhnliche Nacht brach, war eine Welle des Mitleids durch das Dorf gegangen.

Der Blinde vergrub sich in seiner Hütte. Er schämte sich seines Leidens. Der Körper war ja noch so frisch und stark und nun doch schon unnütz, dem langsamem Erwarten des Endes dunkel und hoffnungslos preisgegeben. Mit verschatteten Augen unter einem herrlichen Gletschergürtel leben zu müssen, ist das nicht schon ein halber Tod? Die ausgestorbenen Augen bleiben nach innen gewandt, und die Augen richten sich nach der Fülle der lichtvolleren Vergangenheit.

Einst war Stephan der kühnste Führer seines Tales gewesen und überdies noch tief ergriffen von der Schönheit der Berge. Kann man sich denken, was nun in seiner gemarterten Seele vorgehen mußte?

Wie die meisten gebrechlichen Leute hatte auch Stephan seine Schrullen. Doch wie schmerzvoll und rührend waren seine Eigenheiten! Durch alle möglichen Mittel wollte er den Bergen verbunden bleiben. Durch Luft, Wind und Regen, durch Nebel und Schnee, durch alle Geräusche jener Welt.

Wie herrlich war doch das Licht! Perlmuttfarbene Morgendämmerungen, Mittage voll

Hitze, abendliche Klarheit. Der Blinde erriet alle diese Stimmungen. Und er freute sich seiner Gabe.

In Sturmnächten, während der Donner von Schlucht zu Schlucht rollte und Berge und Hütten erzittern machte, verbrachte Stephan lange Stunden voll kostlicher Schlaflosigkeit, das Ohr weit geöffnet nach fernen, flagenden Geräuschen. Dann leuchteten die toten Augen. Der gefettete Führer dachte an nun ferne Biwaks auf großen Höhen im Sturm. Immer aber endete eine solche Nacht mit Tränen. Der Blinde weinte so lange ins Dunkel hinaus wie ein Kind, bis er schließlich eingelullt wurde durch die schwächer werdenden Windstöße, die das Gewitter andern Tälern zutragen.

Auch den Nebel liebte der Führer, nicht die leichten, weichen morgendlichen Dünste, die sich hier und da um hohe Gipfel ballen; nein, den wahren, schweren Nebel: wenn alles grau und feucht sich anfühlt, die Herdenglocken gedämpft erklingen und die Stundenschläge tonlos und wie von weit vom Kirchturm fallen.

*

Zu den Freunden Stephans gehörte vor allem der Regen. Welch ein Genuss zu hören, wie er auf das Gebälk des Daches klatschte, wie er auf den Kieseln der Wege trommelte, oder wie er sich mit unbestimmtem Rauschen auf die Wiesen niederlegte. Wenn die Temperatur durch den Regen niedriger wurde, pflegte der Blinde zu sagen: „Nun wird es ‚oben‘ schneien!“ Mit ‚oben‘ meinte er die Gletscherwelt über dreitausend Meter. Er war stolz auf seinen Instinkt, der ihn nie betrogen.

Zur Winterszeit blieb Stephan wie ein Murmeltier in seinem Bau an den Sandsteinöfen gefesselt. Schweigsam und bewegungslos horchte er manchen Tag nach dem fallenden Schnee.

* Berechtigte Übertragung von Alfred Gräber aus dem Buche „Près des Névés et des Glaciers“, Verlag Fischbacher, Paris.

Durch die Wälder blies die Kälte im Flockentanz. Wenn das der Blinde hörte, mußte er immer wieder zurückdenken an die schneefüllten Windstöße, die er einst verspürt. Er hatte die Vision wilder, zerrissener Grade mit leichenhaftigem Neuschnee bedeckt.

Und jetzt? Nie wieder wird sein Lebensgang durchbrochen sein von einer befreienden Tat. Vor ihm lag eine endlose Kette immer gleicher Tage, Wochen und Jahre. Und alle werden finster sein.

*

Das Tauwetter der Monate März und April war die schönste Zeit im Leben des Blinden. Dann fielen die Lawinen. Der Föhn stürmte die Alpen, umzingelte Gletscher und Gipfel, wärmte die Felsen und löste die Schneemassen. Die Lawinen rasten die Hänge herunter und drängten sich durch die Couloirs. Vom Tale aus konnte man alle Geräusche ihres Falles unterscheiden.

Jedes Tal hatte seine bestimmten Lawinenzüge. Und jedes Jahr fast am gleichen Tage wartete der Blinde auf den Sturz der „Roten Lawine“. (Ihr Name rührte daher, weil sie durch die „Rote Wand“ stürzte.)

Stephan setzte sich vor die Hütte in eine farblose Sonne ohne Wärme und wartete fiebrig. Ein Tag verfloss und noch einer, der dritte jedoch machte seinem Harren ein Ende. Gegen Mittag kündeten einige Anzeichen, die der Blinde allein kannte, daß der Fall bevorstand. Die Masse stürzte brüllend in den Abgrund mit einem donnerähnlichen Getöse. Die Spitze der Lawine schoß unter Wolken von Schneestaub durch die Wände. Sie glich dem Kopf irgendeines vorsintflutlichen Dracheneingehauers, dessen Schwanz die Hälfte des Berges umklammerte und seine Flanken erbarmungslos peitschte. Riesige Felsblöcke sprangen mit in den Abgrund, erfaßt vom Strudel und unfähig sich aus diesen Eismassen zu lösen. Der Boden zitterte. Und lange Zeit noch nach dem Sturze war die Luft erfüllt vom Klang eines langsam verlöschenden Echoes.

Aufrecht und unbeweglich horchte der Führer mit der ganzen Kraft seiner verzweifelten Seele.

Der folgende Tag war für Stephan ein Festtag. Einige Freunde von einst, Führer wie er, holten ihren Kameraden. Die ganze Truppe wanderte zur Brücke von Liaz. Dort lag der letzte Ausläufer der Lawine. Fröhlich und aufrechten Gangs marschierte der Blinde. Er trug

seine grün eingefasste Führerjacke und die schweren Nagelten Schuhe. Wer den Mann mit diesem bestimmten Auftreten vorbeigehen sah, den Pickel unter dem Arm, der war erstaunt, die Fürsorge zu beobachten, mit der ihn seine Kameraden umgaben. Hätte ein Fremder gefragt, er würde die Antwort erhalten haben: „Unser Freund ist blind.“ Sicherlich wäre der Fragende nicht ohne ein ungläubiges Lächeln weitergewandert.

Bergnügte Gespräche und Witze verkürzten den Weg. All die biederer Leute waren befreit durch das Glück Stephans. Sie lachten und sangen bis zur Brücke. Dann ging es feierlicher zu. Der Blinde wollte die Lawine betasten. Man sagte ihm: „Nun bist du da, du kannst sie berühren!“ Stephan schlug mit dem Schuh gegen die Schneewand, bückte sich und packte eine Handvoll kalten Schnee, zerrieb ihn, „schaute“ ihn an. Der Arme sprach nicht mehr, er vollführte seine Bewegungen mit der Feierlichkeit eines Ritus. Die Freunde standen umher, unfähig im Innersten zu begreifen, was der Blinde erlebte. Als der Schnee in der Hand Stephans geschmolzen war, wollte er wieder weg. Dann verließ die ganze Truppe die Brücke, und eine große Traurigkeit bedrückte die Herzen. Ach, der Rückweg schien um soviel länger zu sein!

Ein Glas Muskateller in der Dorfkneipe zerstreute freilich die Wolken der Trübseligkeit wieder. Um die Tische gruppiert plauderten die Führer über die Kletterereien ihrer Jugendzeit. Viele schöne und liebe Erinnerungen wurden wach. Der blaue Pfeifenrauch schlängelte sich an der Zimmerdecke hin, senkte sich und hüllte allmählich die Sitzenden ein.

*

Jeder schöne Sommertag fand den blinden Führer auf den Bänken des Dorfplatzes beim Brunnen. Er wollte das Kommen und Gehen der Bergkarawanen miterleben. Alle, die zu den Höhen stiegen oder von ihnen kamen, versäumten nie, Stephan zu begrüßen. Der Blinde fühlte sich wie verjüngt und drückte alle Hände, die sich ihm darboten. Und diese Hände waren rauh, aufgerissen vom Granit und zerschnitten von Eisschollen.

Hie und da kam es auch vor, daß ein Freund Stephan um Rat fragte. War es aus Mitleid? Oder mußte man sich von einem Blinden beraten lassen, um über viertausend Meter hinaufzuklettern?



Frühling im Domleschg.

Phot. J. Feuerstein, Schulz-Tarasp.

Alle Fragen beantwortete der Gebrechliche mit großem Ernst. Er verfehlte jedoch nie, hinzuzufügen, wie um sich zu entschuldigen:

„Aber seit der Zeit, da ich oben war, wird sich wohl manches geändert haben!“

*

Stephan hatte kurz vor dem Unglück geheiratet. Mit dem Unglück meinte er seine Blindheit. Im Grunde wußte man nicht recht, woher sie kam. Vielleicht hatte er zu oft verschmäht, sich durch eine Gletscherbrille zu schützen auf den langen Märchen über die riesigen Eisflächen. Seine junge Führertollkühnheit wollte selbst der Sonne trotzen. So kam es wohl, daß sich die Vorsehung eines Tages rächte.

Wenn Stephans Frau auf dem Felde zu tun hatte, ließ sie ihren Gatten auf der Bank vor dem Hause sitzen. Er nahm das stillschweigend hin, willenslos wie ein Kind. Stundenlang saß er in der Sonne, die Pfeife im Mund. Ein seltsames Zucken bewegte ohne Unterlaß seine Hände. Langsam streckte er die Finger und runzte sie wieder gegen die Handfläche. Wie wenn er den Fels greifen müßte! Träumte er von lotrechten Wänden?

Die Frau heiterte ihren Mann auf, soweit sie nur konnte. Sie beschäftigte ihn im Haushalt und erzählte ihm bei der Arbeit von dem, was die Leute im Dorfe und in den nachbarlichen Weilern trieben. Stets aber kam Stephan auf sein Steckenpferd zurück:

„Hat es Neuschnee oben? — Sieht man die Laufbahn der „Roten Lawine“ immer noch? — Ist der Gletscherabbruch unter dem Sattel nicht sturzbereit? — Könnte Gabriel die Traversierung des Zmuttgrates ausführen?“

So ging es weiter.

Nie müde und stets gut gelaunt antwortete die Frau auf alle Fragen.

Manchmal sagte Stephan:

„Zeig mir die Berge!“

Sie antwortete:

„Komm, wir wollen sehen!“

Vor dem Häuschen wandte die Frau das Gesicht des Blinden gegen die Gipfel. Dann stellte sie sich hinter ihn und hob seinen Arm.

„Nun siehst du den Gletscherabbruch des Glacier de Fricaz, nun die berüchtigte Scharte und jetzt neben dem Gipfel den Grat, den du als Erster überschritten hast.“

Der Blinde lächelte bei dieser Erinnerung.

„Dringt der Fels schon durch den Schnee?“

Ist die verteufelte Ewigkeite dieses Jahr breit? Wenn du wüßtest, wie ich dort oben kämpfen mußte!“

Damit war Stephan auf dem Wege zur Vergangenheit, einer Vergangenheit, die er so oft schon aus ihrer Ruhe aufgescheucht hatte. Seine Frau hörte schweigend zu und nahm in den verdüsterten Augen ihres Mannes ein Lichterspiel wahr, so leuchtend wie der Widerschein der stolzen Gipfel, die über das Tal hinausragten. Eine schmerzvolle Stille pflegte die Bereitschaft des Blinden zu unterbrechen. Tiefe Entmutigung malte sich in seinen Zügen. War es denn noch leicht, fröhlich zu sein, wenn die Seele schon seit Jahren hinter toten Augen vermauert war und keine andere Nahrung besaß als die Erinnerung an die in der Jugend geschauten Dinge? Tote Augen, blau und hell geblieben! Augen leer und kalt, wie das unterirdische Gewölbe eines Gletschers! Augen, die nichts mehr erfassen konnten von den Herrlichkeiten dieser Erde, nachdem sie einst so viele weite Horizonte, so manche Morgendämmerungen und Sonnenuntergänge gesehen, soviele Abgründe geprüft. Augen, in denen niemand zur Stunde des Todes das Leben wird erlöschend sehen! — Doch hinter diesen toten Augen wohnte eine verwundete, zitternde Seele.

Stephan suchte die Einsamkeit auf nach solchen Stunden. Und den ganzen Abend waren seine Augen rotgeweint.

*

Im Rhythmus der Lawinen kamen und gingen viele Jahreszeiten. Und während an den Hängen die Gräser und die Arven immer wieder grünten, bleichten die Haare des Blinden.

*

Alle warmen Tage verbrachten die beiden alten Leute vor ihrer Hütte. In der Nähe lag, dicht an die Kirche geschniegt, der Friedhof. Die Sonne klammerte sich an die kahlen Arme der Holzkreuze und ließ die kleinen metallenen Herzen glitzern. Und der Wind wiegte die langen, violetten Schwertlilien.

Die Frau sagte zum Blinden:

„Die Schwertlilien blühen.“

Und Stephan antwortete:

„Ich weiß es. Schon am frühen Morgen kam der Duft durch das Fenster. Da dachte ich, nun erwacht der Friedhof wieder.“

Den ganzen Tag über sprachen sie nichts mehr.

Abends erhob sich die Frau und nahm den Blinden bei der Hand. Die beiden verschwanden ganz langsam in der Hütte.

Wieder war eine kurze Spanne Zeit dahin auf der langen Fahrt Stephans durch sein lichtloses Dasein.

Nacht in der Fremde.

Es ist so still in diesem Haus,
Ich fürchte fast Gespenster;
Die letzten Sterne löschen aus,
Der Regen peitscht die Fenster.

Jäh rüttelt sich ein Windstoß wach
Und rasselt in den Sparren,
Die Wetterfahne auf dem Dach
Sich dreht mit lautem Knarren.

Und eine geisterhafte Hand
Scheint irgendwo zu klopfen;
Auf irgendeine Deckenwand
Fällt Tropfen über Tropfen.

Minute um Minute rinnt —
Ich denk der lieben Meinen . . .
Mir ist, als hört ich durch den Wind
Die ferne Mutter weinen. Josef Kamp.

Ein Mensch, der dich liebt.

Von Max Hahel.

Wenn du einen Menschen gefunden hast, der dich liebt, hast du das kostbarste gefunden, das auf Erden gefunden werden kann. Dann ist der Schatz dein, den die Schatzgräber vergeblich suchen, die Feinperle über allen Wert, das Kleinod, von dem die alten Bücher sagen.

Laß die andern auf Thronen sitzen, laß sie Reichtum haben, Rang und Würden, Ruhm, weltlichen Erfolg, laß sie große Gelehrte und Künstler sein: wenn sie keinen Menschen kennen, der sie liebt, sind sie arm in all ihrer Fülle.

Liebe ist ein Wort für viele Dinge. Da läuft einer flüchtiger Freude nach, erreicht sie, und nennt sie Liebe. Da liebt einer Tiere, da liebt einer die Natur, die Einsamkeit, die Gesellschaft, da liebt einer tote Gegenstände, Bequemlichkeiten, Speisen und Tränke. Da liebt einer einen anderen Menschen sogar — und liebt nur sich selbst in ihm. Und im Augenblick, wo er nicht mehr geliebt wird, endigt auch seine Liebe, die eine Liebe der Bedingungen und Bedenken war.

Aber hier ist die Liebe des einen Menschen zum andern Menschen gemeint, die Liebe ohne Bedenken und Bedingungen. Die eine wahrhafte, unsterbliche Liebe, die Liebe, die nicht von dieser Welt und doch von dieser Welt ist, die Liebe, die um der Liebe willen liebt. Die Liebe des einen Menschen zum andern Menschen, die sich frei gemacht hat von aller Sucht und Begier, und deren oberstes Gebot durch das Wort „Dienen!“ umschrieben wird.

Diese Liebe ist langmütig und freundlich, sie eifert nicht und treibt nicht Mutwillen, sie ist demütig und stellt sich nicht ungebärdig. Sie

sucht nicht das ihre, lässt sich nicht erbittern, rechnet das Böse nicht zu, freut sich nicht am Ungerechten, doch an der Wahrheit, verträgt alles, glaubt alles, duldet alles — und höret nimmer auf. Ja, die Hymne des Apostels wird verwirkt und dir vorgelebt durch den einen Menschen, der dich liebt.

Vermag ein Mensch so zu lieben? Ist ein Mensch solcher überirdischer Liebe fähig?

Er ist es, weil wahrhafte Liebe den Menschen mit überirdischer Kraft begabt. Weil die Liebe eines solchen Menschen gleichsam nicht mehr im Menschensein verwurzelt ist, im süchtigen Selbst, sondern im außermenschlichen Ich, das wandellos ist und über jeden Tod.

Ein Mensch, der dich wahrhaft liebt, ist dein bester Lehrer, dein gütigster Führer, dein weisester Berater. Er ist der Priester, der dich die heiligsten Gesetze des Lebens erkennen lässt und dich so zum Menschen weiht. Er ist der Erwecker deiner reinsten Gefühle, deiner würdigsten Impulse, deiner edelsten Gedanken. Er ist vielleicht deine zweite Mutter oder dein zweiter Vater, und vielleicht fühlst du erst durch ihn, was eine Mutter oder ein Vater ist.

Du darfst Fehler machen, irren, darfst ihn verletzen, beleidigen, erniedrigen, verkennen, geringsschätzen: deine schlechten Taten werden vor diesem Menschen sein wie Wolken, die du selbst vor eine unwandelbar strahlende Sonne rückst, die nicht aufhören kann, dir ihr Licht zu geben. Wenn du ungläubig bist, wird dieser Mensch dich glauben machen an die ewigen Dinge, glauben an deine höhere Bestimmung. Ja, durch